

DER REISENDE, der die Türme von Passau hinter sich lässt und im Donautal Richtung Osten weiter vordringt, wird sich nur ungern von der großartigen Silhouette des reichen Bischofssitzes verabschieden, der sich hier zwischen den drei zusammenströmenden Flüssen, dem Inn, der Ilz und der Donau, mächtig erhebt. In den vierziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts, einhundertsechzig Jahre vor Niederschrift dieser Zeilen, war der Mittellauf des großen Stromes noch nicht reguliert. Die Landstraße entlang des Flussufers, die von Oberösterreich nach Bayern führt, war noch nicht ausgebaut, auch die Rohrbacher Eisenbahnlinie, die das Waldgebiet des Mühlviertels mit der Donaugegend verbindet, gab es noch nicht; und auch auf das Wasserkraftwerk von Erdrahsberg sowie das darüber zwanzig Kilometer lang, wie an der Schnur gezogene, neue Flussbett musste man noch mehr als ein Jahrhundert warten. Vor hundertsechzig Jahren überwand die Donau die im Weg stehenden Felsblöcke noch ganz ohne menschliche Hilfe, und sie wendete sich, von höherer Gewalt gezwungen oder aber aus einer Laune des Zufalls, in Richtungen, wie sie ihr die von den Wassermassen ausgehöhlten Berghänge eben gestatteten.

Wir wissen, im Streit zwischen Hart und Weich, zwischen Stein und Wasser behält am Ende immer das Wasser die Oberhand, wemgleich das Gestein mit eindrucksvollen Argumenten aufzuwarten vermag. Urplötzlich steht es uns vor Augen, zeigt in Gestalt kleinster Inseln und Felsen mitten im Flussbett immer wieder sein starkes Gesicht. Zur Zeit unserer Geschichte war dieser Abschnitt

der Donau wegen der Felsenriffe nur schwer beschiffbar. Größere Wasserfahrzeuge wagten sich erst gar nicht bis hierher, und für die Ruderer in den Kähnen und Booten war es zugleich ein Bad in der schäumenden Gischt und im Schweiß ihrer Angst. Die Flößer konnten vor allem bei hohem Wasserstand manchmal trotz größter Vorsicht nicht verhindern, dass ihre Fracht in der einen oder anderen Biegung des Flusses an felsigem Ufer zerschlug oder aber, wenn sie ihr Floß mehr in der Mitte hielten, dass es zerrieben wurde auf einem Felsrücken, der sich ganz dicht unter der Wasseroberfläche verbarg.

Im Nachsinnen über all diese Dinge sind die Türme von Passau unserem Auge entschwunden: Die Wassermasse, deren wallendem Strom wir gefolgt sind, hat inzwischen die Richtung gewechselt. Die Erhebungen des Sauwaldes drängen hier zunehmend dichter an das Ufer, sie werden immer steiler, dann ragt ein gewaltiger Fels in den Strom und zwingt ihn, erneut und abrupt die Richtung zu wechseln. Auf dem Felsen, der hinter uns bereits verschwindet, wenngleich unsere Vorstellung noch länger dort, am Krepelstein, verweilt, ragen die malerischen Ruinen einer Burg in den Himmel. Diese Ruine nennen die Einheimischen nach einer alten Sage das Schneider-Schlössl. Man erzählt sich, dass hier ein Schneider, der unter dem Fluch stand, dem Mond einen Mantel fertigen zu müssen, über viele Jahre sein Leben fristete. Wir wissen nicht, ob es der Mond selbst war, der den Mantel in Auftrag gegeben hatte, oder ob ein in Vergessenheit geratener junger Ritter den Mond damit beschenken wollte, weil er sich in ihn verliebt hatte; fest steht jedoch, dass der Schneider vergeblich immer wieder die Maße des Mondes nahm, veränderte dieser doch fortwährend seine Gestalt.

Jetzt am frühen Vormittag sieht man am unteren Himmel noch den abnehmenden Mond, dort, wo der Blick sich nach Westen hin öffnet. Das Bett des Flusses wird immer schmaler, die Landschaft immer wüster und rauer. Nacheinander ziehen alte Orte an unseren Augen vorbei, deren Namen allesamt auf „-zell“ enden, wie zum Beispiel Hafnerzell, Engelhartzell und Freizell; sie zeugen davon, dass hier ursprünglich Einsiedler gelebt haben. Dazu folgen einander auf den Spitzen der Berge gewaltig emporragende Burganlagen,

Vichtenstein, Ranariedl, Wesenstein und das grausam berüchtigte Haichenbach mit seinem halb eingestürzten Basteiturm, den ein Brudermörder hat bauen lassen, um in dieser wilden Einsamkeit zu büßen. Hinter hohen Buchen entschwindet diese Ruine unserem Blick, und an dem schmalen Felsknie wendet der Fluss so plötzlich seine Richtung, dass er dann mehr als eine halbe Meile parallel zu dem eben hinter sich gelassenen Abschnitt zurück strömt.

Auf der anderen Seite dieser Flussbiegung stand früher die Festung Joviacum, welche die Römer zum Schutz des rechten Do-naufers angelegt hatten. Hier setzten eines Nachts die Heruler über und metzelten die Soldaten und Bewohner nieder, denen die Festung zur Falle wurde. Seitdem sind viele Jahrhunderte vergangen. Die üppig wuchernde Vegetation lässt die schreckliche Geschichte vergessen, sind doch die anstelle der Festung gebauten freundlichen Häuschen der Schlagbolz-Siedlung fast völlig von gewaltigen Nuss- und Birnbäumen verdeckt. Aber die hier Lebenden meinen sich auch jetzt noch daran zu erinnern, dass einst an diesem Ort in einer stürmischen Nacht eine heidnische Stadt dem Erdboden gleich gemacht wurde, während ihre Bürger sich gerade ungehemmt einer Schwelgerei hingaben.

Ab hier begegnen wir dann für eine Weile fast keinen bewohnten Orten mehr, ja kaum noch Spuren menschlicher Tätigkeit. Die stille Einsamkeit der Wälder herrscht entlang der Ufer, an deren steilen, halsbrecherischen Hängen sich nur ab und zu ein schmaler Feldweg hinauf wagt, voller Schlaglöcher und fast ohne Verkehr. Dann wird der Fels immer nackter und noch steiler; es mehren sich vom Steinschlag zertrümmerte Bäume, ganze Gruppen abgebrochener Bäume versuchen mit neuen Trieben ihre Wunden zu verbergen. Schließlich stehen sich die Felsen an beiden Ufern dergestalt kühn gegenüber, als sei das Gestein von den Händen eines Riesen in zwei Teile gerissen worden, und die von den Launen der Natur geformten grünbraunen Steinsäulen neigen sich nach vorn, als wüssten sie schon seit Urbeginn, dass sie früher oder später in den Abgrund werden stürzen müssen.

Hier führt sogar der Fußweg durch das Wasser. Wir sehen Schiffsschlepper, acht oder zehn Mann, wie sie, bis zu den Hüften

im Wasser, einen langen, flachen Lastkahn vom Ufer aus gegen die Strömung flussaufwärts ziehen. Einer von ihnen weist mit staunender Geste nach oben, die Übrigen blicken teils entgeistert, teils voller Neid hinauf in den heiteren Frühlingshimmel: Langsam und würdevoll treibt dort oben ein prächtiges kugelrundes Luftschiff in ungefähr sechshundert Fuß Höhe nach Norden zu. An sonnigen Frühlings- und Frühsommertagen, vor allem bei leichtem Südwind, waren solch schwebende Luftschiffe über dem Donautal keine Seltenheit.

Zur Zeit unserer Geschichte waren die Luftschiffe, da sie sich nicht steuern ließen, dem Spiel der Winde ausgesetzt. Wurde in dem Städtchen Wels oder in Steyr, wo es unseres Wissens nach einen Verein für Luftschiffahrt gab, ein Heißluftballon, dessen Besatzung die Luft des Ballons mit der Flamme eines etwas größeren Spiritusbrenners fortwährend anheizte, hoch gelassen, so konnte dies nur geschehen, wenn man den Nordwind nicht zu fürchten brauchte. Der Nordwind hätte den Ballon und die sich im Korb reckenden mutigen Männer nämlich zu den zerklüfteten Felsmauern des Hölleengebirges oder den unüberwindbaren Geröllgipfeln der Sengsener Berge getrieben; der Ballon wäre von den scharfen, harten Felsen aufgeschlitzt, die Männer von einem Abgrund in den furchtbaren Tod gerissen worden.

Der Südwind dagegen treibt das Luftschiff zum linken Ufer der Donau hinüber und von dort aus weiter in eine Landschaft, die milder ist als das Hochgebirge, zu Eichenwäldern, Buchen und Wiesen. Gerade läutet es aus der Ferne zu Mittag, vielleicht aus Stroheim oder Eschenau. Wir stellen uns vor, dass das Luftschiff in vier oder fünf Stunden auf einer leicht abschüssigen Weide oder einer Bergalm mit samtweichem Gras still und sanft landen wird, irgendwo zwischen Aigen und Haslach, oder aber, wenn der Wind in den frühen Nachmittagsstunden nach Westen dreht, in der Gegend um Freistadt, und die mutigen Männer, die dem Korb entsteigen, nach einem kurzen Fußmarsch den nächsten Gasthof erreichen werden, in dem sie ein gutes Abendessen und ein bequemes, sauberes Bett erwarten.

Doch was auch immer für Männer in den Lüften treiben mögen, wir folgen nicht ihren Weglinien, wenn auch unsere Vorstellung-

kraft für kurze Zeit zu ihnen hinaufklettert. Von oben, aus der Höhe des Luftschiffes oder der sich dicht zusammenballenden Frühlingwolken, sehen wir die Donau und ihre Umgebung ein wenig anders als unten, aus unmittelbarer Nähe. Solange unser Blickwinkel in der Vorstellung mit den Luftmassen treibt, macht er sich unabhängig von der Wassermasse, die ihn in Wirklichkeit mit sich reißt. Von hier oben aus der Höhe sehen wir deutlich, dass die zum Böhmerwald gehörende und sich eben unter uns ausbreitende Granitmasse am südlichen Rand ein Spalt durchzieht, der zum Großteil von Nordwest nach Südost verläuft, doch an vielen Stellen von dieser Richtung abweicht, ja manchmal sogar senkrecht dazu voran dringt und somit die launenhaftesten Kurven beschreibt.

In der Tiefe dieser von Abwegen gezeichneten Schlucht strömt die Donau von Bayern nach Oberösterreich. Diese kurvige Spur hat Jahrtausende hindurch dem menschlichen Streben und den Ereignissen, die sich daraus ergaben, die Richtung gegeben, vom Warenhandel bis hin zur Herausbildung der Staaten; in uns aber erwächst, während wir uns aus der Höhe umschaun, für einen Moment die quälende, weil vergebliche Sehnsucht: Könnten wir doch nur Seher sein, im alten Sinne des Wortes!

Könnten wir doch nur die Gesamtheit der Ereignisse erfassen, die Zeit in menschlichen Schritten ermessen, wie wir in diesem Moment die Landschaft von vor einhundertsechzig Jahren vorüberziehen sehen! Könnten wir doch nur sehen, was wir aus der Summe fremder Erfahrungen erfassen können, und auch zeigen, was wir da sehen! Könnten wir die Donau doch nur als Flussgott sehen, im Drang des Schöpfens und Gestaltens; wie die Wassermasse den Gebirgsketten direkt entgegenstürmt, sie durchbricht und dabei die Landschaften und Menschen nicht nur miteinander verbindet, sondern auch gnadenlos voneinander trennt. Ein deutscher Dichter hat es erkannt und wurde wahnsinnig von der Erkenntnis, dass der Donaustrom zurück in die Antike führt und seine Quelle zugleich der Ursprung der Dichtung ist. Ein ungarischer Dichter dagegen fühlte, dass das Donauland ein trüber Blitzableiter sei, ein Strafklotz der Schande, geschaffen für halbe Menschen und halbe Mächtegerationen, und brach unter der Last dieses Gefühls zusammen.

Könnten wir doch nur mit der Kraft der Seher zurückblicken und sehen, wer im Tale der Donau dahinzog, die Eroberer und Plünderer, die Händler, Handwerker, die Flüchtenden und Landstreicher, die schwäbischen Siedler, die in ihre neue Heimat aufbrachen, die Wasserfuhrleute und neugierigen Reisenden, sie alle aufzuzählen, wäre allzu langwierig, nicht nur aus Jahrtausenden, auch aus den letzten zwei, drei Jahrhunderten. Es sind viele; doch wie viele sind es, die diesen Uferabschnitt nie verlassen haben, den Ort, wo sie geboren wurden und aufgewachsen sind oder wohin sie eine unglückliche Wendung ihres Lebens verschlagen hat, und von wo aus sie nun ein Leben lang, wie ein Stück Holz, das an Land getrieben wurde und halb unter Schlamm beerdigt liegt, das eintönig strömende, graue Wasser sehen. Nach einer Zeit fällt es einem solchen Menschen schwer, zu entscheiden, ob der vertraut gewordene Zwang für ihn Verbannung oder Zuflucht ist.

Wir jedoch sind keine Seher im alten Sinne des Wortes. Uns ist nicht mehr und nicht weniger vergönnt, als in unserer Vorstellung einen Blick auf die halb schon entschwundene, halb noch sichtbare Landschaft zu werfen. Während wir uns aus der Höhe von einhundertsechzig Jahren umschauen, erblicken wir eine hübsche, ordentliche Stadt am rechten Ufer der Donau.

Nach heutigen Maßstäben ist sie weder von ihrer Ausdehnung, noch von der Zahl der Einwohner her eine besonders große Stadt, doch einhundertsechzig Jahre vor Niederschrift dieser Zeilen war sie bedeutend genug, die Provinzhauptstadt des Erzherzogtums Österreich ob der Enns zu sein.

Linz liegt uns vor Augen mit seiner weiteren Umgebung.

Das im nachmittäglichen Sonnenlicht badende Land wird in einem weiten Bogen von der Gebirgskette der Nordalpen umfasst, von der steirischen Grenze bis hinauf zu den Gipfeln, die sich über den Südufern der bayerischen Seen erheben. Das ganze Flachland Oberösterreichs, das übrigens nur einige Dutzend Quadratmeilen groß ist, liegt unter uns.

Wir sehen die langen, schmalen Streifen des Ackerlandes nördlich von Wels und die blühenden Gärten im Eferdinger Becken.

Hier breitet sich die Donau ruhig in alle Richtungen aus und auch

wenn sich ihr braunes, sumpfiges Wasser nur ungerne von den sich auf der Oberfläche wiegenden Seerosen trennt, teilt sie sich in mehrere Arme, lagert ihr Geröll ab und fließt nach dem kraftvollen Anströmen zwischen den Felsen nun so unbeschwert voran wie ihre hiesigen Nebenflüsse, die Dürre Aschach und die Faule Aschach, welche sich unterhalb von Waizenkirchen vereinigen.

All die großen Felstäler, die zwischen den Gebirgsketten für Abstand und Ordnung sorgen und seit Anbeginn der Zeiten nicht nur den herabströmenden Gewässern, sondern auch den Wanderungen der Menschen Richtung weisen, münden in dieser ebenen Landschaft.

Hier vor uns zur Linken klafft die Öffnung des Haselgrabens, durch den der kürzeste Weg aus dem südlichen Böhmen zur Donau führt. Etwas weiter östlich, in der Freistädter Senke, neigt sich die Gebirgskette, die heute die Grenzlinie zwischen Österreich und Tschechien bildet, allmählich herunter zum Wasser der Gusen, die mit gewaltiger Kraft die Felsen durchbricht, bis sie bei einem Ort in die Donau mündet, der Mauthausen heißt; dieser Name klang zur Zeit unserer Geschichte ganz und gar gewöhnlich und verhiieß mitnichten das hier hundert Jahre später betriebene Todeslager.

Aus der Steiermark kommt die Enns, sie bringt die smaragdfarbenen Wellen von Steyr mit sich, auch die Krems dringt hierher durch fettes Weideland, auf dem das Gras wogt, die Traun wiederum ist die Lieblingstochter des Salzkammergutes. Von den Alpen zur Donau geschickt, gießt sie unterhalb von Linz die kristallklaren Wogen der dortigen Seen hinein in den großen Fluss. Das ist der Ort, an dem die Gewässer aus allen Richtungen zusammenströmen, hierher zieht es die Blicke aus der in der Fantasie erreichten Höhe, diese Stadt wird der Schauplatz unserer Geschichte sein; wenn man denn das Nacheinander von Umständen und Charakterbeschreibungen, Zufällen und Verhängnissen, welches wir hier nun vortragen möchten, überhaupt als Geschichte begreifen kann.

Der Reisende, mit dessen Blick wir den Abschnitt der Donau bis hierher gesehen haben und der eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang, ein wenig benommen von der bunten Vielfalt der Eindrücke, beim größeren oder oberen Wassertor, das, bevor es abgerissen

wurde, den Hauptplatz der Stadt zur Donau hin abschloss, an Land geht und, während er seine Reisedokumente vorweist, zerstreut nach der Holzbrücke schaut, die sich zur anderen Seite des Flusses zu dem Ort Urfahr hinüber streckt und auf der sich in der späten Nachmittagsstunde zahllose Fuhrwerke und Menschen drängen, dieser Reisende wird sich nicht lange in Linz aufhalten und so werden wir ihn also bald schon aus den Augen verlieren. Ohne dass wir seinen Namen nennen oder sein Äußeres zu beschreiben versuchen, sagen wir aber doch so viel von ihm: Es ist der ermächtigte Stellvertreter des königlich-bayerischen Finanzministers, eine Art Bote oder Gesandter, allerdings befugt, an Verhandlungen teilzunehmen, und er wird sehr bald schon, noch am heutigen Abend, doch spätestens morgen in der Früh weiterreisen nach Wien.

ZU DER ZEIT UNSERER GESCHICHTE fuhren die bayerischen Gesandten, die sich auf dem Weg zum kaiserlichen Hof befanden, wenn sie bis Linz mit dem Schiff gekommen waren, mit der Eisenbahn weiter, die unter der Schirmherrschaft des Erzherzoges Johann gebaut und kurz zuvor dem Verkehr übergeben worden war. Das aus Balken zusammengefügte Bahnhofsgebäude stand nicht da, wo sich heute der Hauptbahnhof befindet, sondern viel näher zur Innenstadt hin, an dem hügelreichen und von Unkraut überwucherten Ort, den man Harrachwiese nannte, am östlichen Ende der heutigen Einkaufsstraße.

Das Bahnhofsgebäude und die Gleise trennte der Linienwall von der unteren Vorstadt mit ihren verstreut herumstehenden niedrigen Häusern. Beim Bau der Eisenbahn hatte man im Wall ein neues Tor eröffnet, so konnte man die Bahn und die dazugehörige Poststation vom Markt aus durchaus auch zu Fuß bequem erreichen. Gewöhnlich wurde dieses Tor nach der Abfahrt des Abendzuges geschlossen, vorläufig also stand es noch offen. Auf beiden Seiten leisteten uniformierte Torwächter ihren Dienst mit dem Auftrag, die Leute, deren Eintritt unerwünscht war, dazu anzuhalten, sich lieber drau-